

„Das Sichtbare ruht im Unsichtbaren“

Der Maler Gerhard Mevissen über kontemplative Malerei

Wir sind geradezu von Bildern umzingelt - vielen lauten, manchmal auch leisen. Sie bezeichnen sich selbst als einen „kontemplativen Maler“. Was genau meinen Sie damit?

Ich gehe meinen schöpferischen Weg kontemplativ, d. h. aus intensiven Stilleerfahrungen heraus. Meinen Tag beginne ich in aller Frühe, indem ich mich zunächst in eine absichtslose Stille begeben, in einen Prozeß des Loslassens von rationalem und egozentrischem Denken und Handeln. Stattdessen übe ich mich darin, mich dem Spirituellen und Poetischen zu überlassen, das ich hier vorfinde.

Ich erlebe das vor allem als eine innere Haltung des Wartens, des Wartens auf Anwesenheit und Verwandlung mit dem Ziel eines möglichst absichtslosen Empfangens. Wenn ich warte, mache ich mich offen für das, was eintreffen wird. Ich weite mich in einer Haltung der Empfangsbereitschaft. Das braucht Vertrauen. Statt sich zu fürchten, verletzt oder gar vernichtet zu werden durch das, was mich hier an geistig-geistlicher Gewalt treffen kann, versuche ich mich auf die Tragfähigkeit der jahrelangen Erfahrungen zu verlassen, innerhalb meiner Potenziale wachsend gefordert, aber nicht zerstört zu werden durch die Tiefe der ergreifenden Atmosphären in den Begegnungen mit der und in der Stille. Denn ich begeben mich dann in eine Situation, in der ich mich etwas Größerem, Komplexerem, Tieferem aussetze. Ausgehend von dieser Kontemplation als Tagesbeginn gehe ich nach und nach in die schöpferischen Prozesse über und mache mich darin unerreichbar für das Alltägliche bis zum Mittag.

Im zweiten Teil des Tages trete ich dann mehr und mehr ein in die organisatorischen, dialogischen und familiären Dimensionen meines Lebens.

Sie haben sich intensiv mit dem Andersort Kloster und seinem architektonischen Zentrum - dem Kreuzgang mit der ausgesparten Mitte - beschäftigt. Was fasziniert Sie an Kreuzgängen?

Diese Architektur der baulichen Öffnung einer monastischen Klausur aus der Mitte der Konventsgebäude heraus, wie sie in der mittelalterlichen Klosterreform verbindlich vorgeschrieben wurde, bewegt mich schon sehr lange. Mich fasziniert die Idee von der

Freiheit und der Offenheit zum Himmlischen hin aus einer großen Strenge heraus und die baulich vorgegebene Einladung zum Gehen in der Vierung, ein Wegesystem, das alle wichtigen Räume des Klosters und somit auch deren Funktionen miteinander verbindet. Unter der Vorschrift, dort schweigsam und langsam zu gehen, sind die mönchischen Wege tagtäglich durch unzählige, kleine Wegstücke meditativ unterbrochen.

Damit fügen sich Alltag und Meditation zu einer Einheit zusammen.

Was für ein genialer Denkipuls für einen besinnlichen Lebensentwurf! Ein Großteil der alltäglichen Wege und der geistig-geistlichen Unterbrechungen sind ein und dieselben. Das können wir als Nicht-Mönche nur erahnen, denn die Kreuzgänge, die wir in der Regel betreten dürfen, sind nicht die intakten Kreuzgärten von noch lebendigen Konventen, sondern wie verlassene Feuerstellen, in denen wir uns an der Restwärme von verschwundenem Ordensleben zu erbauen und ehrfürchtig im Abwesenden seinem auratischen Nachklang der Besinnung zu lauschen versuchen.

In Zyklen treiben Sie über einen längeren Zeitraum hinweg die malerische Gestaltung bestimmter Themen voran. Um was geht es im Zyklus „Stille Speicher“?

Seit über 12 Jahren fordert mich die bildnerische Auseinandersetzung mit Kreuzgängen zu immer neuen Bildlösungen im Zyklus „Stille Speicher“ heraus. Formal ist es die Auseinandersetzung mit der Vierung oder dem Quadrat als Raum und als zu umschreitende Form. Das Sich-Bewegen um eine Vierung bedeutet – wie im Kreuzgang – das Gehen um Ecken und die ständige Richtungsänderung: die Kehre. Das Entstehenlassen einer Vierung bzw. eines Quadrates aus der zeichnerischen Bewegung um vier Ecken ist eine einsammelnde und zentrierende Bewegungserfahrung für mich bei der Bildfindung, die völlig anders erfahrbar wird, als wenn ich ein Quadrat aus der Fläche heraus malend entwickele.

Wie aber gehen Sie mit der ausgesparte Mitte um?

Es bleibt innerhalb dieser Bewegung, die aus den linienhaften Suchbewegungen einen viereckigen Raum konstituiert, ja ein freies Zentrum übrig, das nicht angetastet werden will. Dort mache ich die tiefende Erfahrung: Ich bin hier nicht das Zentrum, aber eingeladen, eine Weile zu bleiben und Teil dieses Gartens zu werden. Das frei belassene

und umschreitbare Zentrum des klösterlichen Kreuzganges steht hier synchron zu dem Kern meines schöpferischen Impetus, Bildräume zu schaffen, in denen seine BetrachterInnen einkehren können, um geistig-geistlich erreichbar zu werden.

Ihre Bilder entstehen in einem kontemplativen Prozess. Wie können wir uns das vorstellen?

Solche Bilder entstehen nicht in der Kontemplation, sondern aus der Kontemplation heraus bzw. im „Zurückkommen“. Denn in der kontemplativen Versenkung hören Worte, bildhafte Vorstellungen und das begreifende Denken auf zu sein. Es geht um Weite, Präsenz und Nahesein. Stille erlebe ich als etwas, was außerhalb von mir existiert. Ich kann mehr oder weniger vieles innerlich wegräumen, was mich von ihr trennt, aber wirklich erreichen kann ich sie nicht. Stille ist am Ende nicht einmal ein Raum, vielleicht aber ein Klangraum. Seltene Momente von Glückseligkeit können Erfahrungen von großer Nähe sein, Momente der Verschmelzung, ansonsten eben eine mehr und weniger tiefe Erfahrung von geistig-geistlicher Präsenz. Hier gibt es nichts Greifbares, aber vielleicht verborgene Zurufe. Wenn ich zurückkehre, kommen Worte, Gedanken und Bilder. Sie künden und verdichten etwas von dem vorangegangenen Erlebten, lassen es zu Themen werden. Aber es ist nicht unbedingt dasselbe. Das Sichtbare ruht im Unsichtbaren. Das Unsichtbare bleibt Geheimnis, es ist aber in den Bildern mehr oder weniger verdichtet in Spurenelementen erfahrbar, vor allem als geistige Ladung im Bildraum.

In der Kontemplation besteht ein gemeinsamer Nenner zwischen dem Leben hinter den umgrenzenden Klostermauern und Ihrem künstlerischen Schaffen. Was unterscheidet die klösterliche von der künstlerischen Existenz?

Als Künstler lebt man nicht in den strengen Regularien und Zeitstrukturen, wie sie monastische Ordenleute praktizieren. Es gibt auch nicht diese totale Angebundenheit an den Klosterpunkt und den Konvent, ebenso auch nicht die Unterwerfung unter die Gelübde und das Hintersichlassen der „Welt“. Aber ich sehe auch viel Analoges. Ich lebe zwar innerhalb meines schöpferischen Schaffens eher eine eremitische Daseinsform, die widergelagert ist von Familie, Freunden, Fachleuten, KollegInnen und Kunstprojekten in den Städten. Aber ähnlich wie ein Kloster muss ich für meinen kontemplativ-schöpferischen Lebenswandel eine wirtschaftliche Existenzform erfolgreich handhaben, sonst würde ich mit meinem freien

Schaffen scheitern. Diesen brisanten Grenzgang finde ich im Dialog mit Klöstern sehr verwandt vor.

Als Künstler, der Ausstellungen macht oder wie jüngst das Buch „Zurufe“ präsentiert, sind Sie unterwegs. Das markiert doch einen erheblichen Unterschied zur Ortsgebundenheit etwa der Benediktiner.

Das sehe ich auch so. Mir hilft es, mitten in der Natur der Eifel zu leben und permanent das Grün um mich zu haben, das in der großräumigen Rhythmik von Jahreszeiten gedeiht. Dennoch wird diese Verortung mehr oder weniger oft durch Fahrten in die Städte unterbrochen und gegengelagert. Denn dort wird die Kunst gelebt und veranstaltet. Das bleibt ein herausfordernder Balanceakt zwischen der Welt vor und hinter der Materie.

Der Mystiker Thomas von Kempen sagte es in der Imitatio Christi so: „Halte treu die Wacht über deiner Zelle, und sie wird Wacht halten über dir.“ Als kontemplativer Künstler bin ich gehalten, meinen Quellort des Betrachtens und die Keimzelle des Schaffens achtsam und wachsam zu behandeln und ich erfahre auch darüber große Achtsamkeit und Schutz für mich selbst. Das hat etwas von der Stabilitas des Klösterlichen.

Das Absichtlose der Stilleerfahrungen und des Schaffens gehen mit Demut und Gehorsam dem Geistig-Geistlichen gegenüber einher. Dazu kommt, dass die über die Jahre immer intensiver sich weitende und tiefende Ausfachung des Wahrnehmungsvermögens und des bündelnden Schauens das alltägliche Sein schwieriger macht und der Drang nach Rückzug in die „Zelle“ und hinter die „Mauern“ sich verstärkt. Ein kontemplativer Lebensansatz macht regelmäßige Tagesstrukturen erforderlich, in denen er sich vollziehen und verankern will.

Wie sollte man sich als interessierter Betrachter Ihren Bildern nähern?

Kontemplativ gewonnene Bilder sind von ihrer Natur her Bildorte für die innere Einkehr bei sich. Sie sind aufgeladen durch Stilleerfahrungen jenseits von Wort- und Bildvorstellungen. Sie wurzeln im Unaussprechbaren. Da kann und muss sich das Bild verweigern, wenn seine BetrachterInnen sich gleich auf Begreifbares oder Gegenständliches im Bild fixieren möchten.

Ratsam ist es hier, einfach zu schauen und – ebenso wie ich als Maler – zu warten, bis ich das Bild damit belehne, dass es mich anschaut und ich beginne, es als ein Gegenüber zu betrachten, an dem ich mich selbst gewinnen kann. Dann richte ich mich persönlich im Bildraum ein und bringe es mir selbst zu Ende in Erscheinung. Und so kann sich mein Blick umstellen von Begriff auf Weite. So kann mein Zeitempfinden sich verwandeln von der getakteten zur strömenden Zeit. Das Bild wird zu einem Ort der Besinnung inmitten des Zulaut, des Zuschnell, des Zuviel.

*Die Fragen stellte **Thomas Menges***